

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 188.

Mittwoch, 14. August

1929.

(1. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dercken-Büdingfeld.

(Nachdruck verboten.)

Nase klatschte in die Hände.

„Das ist ja ein Abenteuer“, rief sie, „ein richtiges Abenteuer!“ Und sie mußte sich wirklich an einem der geteerten Seile festhalten, die das Geländer dieser schwanfenden Treppe bildeten. „Es ist wie auf hoher See!“

Der Gang war oben schmal und dunkel, über den niederen Türen mit Kreide Buchstaben und Zahlen gemalt: Koje 1, Koje 2, Koje 3.

Und nun schrie Nase auf und klammerte sich an den Arm des ihr folgenden Kavaliere. Auf Handbreite vor ihr war die Haut eines scheußlichen Reptils an die Wand gespannt, die strömte einen scharfen Geruch getrockneter Längsfische aus.

„Dies freundliche Tier hütet wohl das Schlafgemach des jeweiligen Herrn“, beschwichtigte der Kavaliere augenzwinkernd die Erschrockene.

„Da haben wir ja eine richtige Stube mit Fenstern, krummen Wänden, einem spähhaften kleinen Ofen, der ein großes Maul hat, und einem fürstlichen Bett. Donnerwetter!“

Sie mußten sich bücken, um nicht eine Beule an der Stirn davonzutragen, und krochen hinein. Es war, als ob die Wände sich ironisch verbeugten und Stuhl und Tisch mit gnomenhaft verkrüppelten Beinen einen Wadeltanz vor ihnen aufführen wollten. In einer Art Alkoven, der wie ein Schwalbennest schief im Gebälk hing, entdeckte Nase das wundersamste aller Betten.

Sandholz, wie Seide schimmernd, Intarsien von Elfenbein und Perlmutter; schmale Bänder von Rosenholz liefen wie hingehaucht über die sanft glänzenden Flächen der gewiß mehr als hundert Jahre alten, von vier gewundenen Säulen getragenen Bettstatt.

Über das Bett aber lag ein Teppich gebreitet. Nasen Augen wurden groß. Sie empfand so etwas wie einen süßen Schrecken, ein Entzücken, das ihren ganzen Leib überrieselte. Ihre schmalen Finger spreizten sich über das tiefe Scharlachrot, das goldene Gewirb dieses von Stidereien und Seide starrenden Gewebes. Violette Töne sprangen daraus hervor, ein jauchzendes Gelb, das Blau der ligurischen Meere; bei ihrer Berührung war es, als ob unsichtbare Flammen knisterten.

Eine Weile stand ihr der Atem still. Sie horchte in sich hinein. Wie unter einem unwiderstehlichen Zwange drängte sie die verlegen und dumm lachenden Herren ihrer Begleitung auf den engen und dumpfen Gang zurück. Sie tat es Jens Kraaks und seines Andenkens wegen.

Behutsam schloß sie die Tür und erklärte sich bereit, nun zur Stadt zurückzufahren zu wollen.

Die Herren waren herzlich froh, von hier fortzukommen, auch würde wohl der letzte Dampfer dieses Tages in zehn Minuten an der Landungsbrücke „Hut“ anlegen.

Einer von ihnen reichte Frau Nase den Hauschlüssel mit spöttischer Feierlichkeit. Ein grobes Schild in Herzform hing daran.

Draußen lag der Fjord im geheimnisvollen Dämmer des Oktoberabends. Schon war der Fahrplan der kleinen Dampfer bedeutend gekürzt, denn eine Sturmnacht, und sie konnten nicht wieder anlegen.

„Sie werden doch den Winter nicht ganz allein hier

leben wollen?“, erkundigte sich Herr Larsen, derselbe, der die ganze Zeit das Wort geführt hatte. Herr Larsen war lang, blond und kurzichtig.

Die schöne Nase schnüffelte ein wenig mit dem Nasen. — Ihre Augen wurden schmal.

„Was ich tue, kann ich nie lange vorher sagen.“

Da kam auch schon der kleine Dampfer mit komischer Hast angerauscht.

„Sehen Sie doch“, flüsterte Nase, Herrn Larsens Arm ergreifend. „Da treibt das Dampfschiff den Körper eines Mannes vor sich her.“

Herr Larsen kniff sein Monokel ins Auge.

„Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, so ist dies nur Gish, und vielleicht ein Felsen Seetang, der sich von den Schären losgerissen hat. Gnädige Frau sind nervös, ich würde Champagner vorschlagen.“

Nase runzelte die Stirn: „Kaltes Wasser ist gesünder und billiger.“

Vor dem Grand Hotel in Christiania, wo sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, verabschiedete Frau Nase Herrn Larsen und seine beiden stummen Begleiter. Sie war froh, mit ihnen fertig zu sein; ihre Alltagslichkeit stellte sich hindernd den Erlebnissen in den Weg, die Nase ahnungsvoll erhoffte.

Welches Geheimnis barg das Haus in Frognerensnäs? Was hatte es mit diesem Teppich für eine Bewandnis, dessen bloße Berührung ihr Schauer über den Leib jagten? Der starke Duft irgend eines fremden Räucherwerkes umschwebte ihn wie eine Seele... eine Seele, die an ihn gebannt, andere Seelen herbeiloden und bannen würde.

In dieser Nacht fieberte die junge Frau, die noch nie krank gewesen war. Aufwühlende Gedanken und Begierden peinigten sie. Das Haus mußte noch voll von Schätzen aller Art sein. Was bedeutete ihr bisheriger Reichtum dagegen? Geld! Nüchternheit — immer wohlgekleidet und satt seine Tage dahinleben — wo hatte sie nur bis jetzt ihre Augen gehabt? Ihr Herz? Ihren Kopf? Wie armselig war das alles! Ja... Jens Kraaks Geist hatte sie verrückt gemacht — sie spürte sein Blut in ihren Adern — er hatte ihr Frognerensnäs geschenkt, damit sie dem Rätsel seines Lebens nachgehe.

Das Morgenrauen fand sie noch hellwach und in fester Entschlossenheit.

Gleich in der Frühe würde sie wieder hinausfahren und nicht einmal Marik, ihre Kammerjungfer, mitnehmen, das neugierige kleine Tier, das ein Kaskadist von kleinen weiblichen Bosheiten und Schlechtigkeiten darstellte. Und bis zum Abend würde sie bleiben und niemand von ihrem Vorhaben ein Sterbenswort verraten.

Als Nase den Loden hochzog, sah der Himmel drohend aus. Wolkenrosse jagten dicht über den Dächern dahin.

Auf der Kongensgade ging alles seinen gewöhnlichen Weg, Wagen fuhren vor, im Hotelportal unterhielt sich Oberkellner Krull mit dem Postboten darüber, daß nun bald die schlechte Jahreszeit käme.

Marik brachte das Kaffeebrett und heißes Wasser, und Frau Nase dachte: „Wenn ich nur das Dampfboot erreiche, ohne daß sie es merken.“

Rit-
rau
be-
rau
flug
Aus
chen
der
ofal
asse
egen
urch
von
ngs-

44

1550

kel
ten
ch
is.

Sie wollte nicht gefragt und nicht vor dem Wetter gewarnt sein und bestellte nur so im Vorübergehen das Mittagessen für heute ab. Jede Art von Begleitung wäre ihr auf unerträgliche Weise lästig gefallen.

Während der Regen langsam in das Meer zu tropfen begann und bald alle Ufer mit Nebeln wie mit Schwermut bekränzte, bestieg Frau Nase den kleinen Dampfer „Osar“.

Die Fahrt, die sie als einziger Passagier mitmachte, verlief trübselig unter bleiernem Himmel; aller Duft und Glanz war wie fortgewischt, die Schären schienen näher an die Ufer gerückt und troffen vor Nässe. Und der Regen, der hier fiel, war dunkel wie Blut.

Da man die junge Frau an der Landungsbrücke aussehete, rief der Mann, der die Billets abnahm, ihr zu: „Heute nachmittag um fünf Uhr legt das letzte Dampfsboot dieser Saison hier an.“

Nase erschrak ein wenig und lachte dann wieder, und blickte dem kleinen, eifrigen Dampfer nach, der langsam beidrehte und dann mit possierlicher Eile die gar nicht mehr blauen und ruhig atmenden Wellen durchschnitt.

Bald glückte er nur noch einem Punkt; der Steg war blank von Regen. Und der Regen fiel immer fort.

Nase begann die seltsame Form des Felsens „Frognerensnäs“ zu studieren: Ein versteinertes Ries, der sich kopfüber ins Wasser stürzt. Um das Haus dahinter eine verkohlte Brandruine, um die der Nebel zog in unablässiger Bewegung wie Rauch aus unterirdisch glimmenden Feuer.

Während sie so stand und diese Umgebung auf sich wirken ließ, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, als sei sie gar nicht mehr Nase Solaker.

Frost und Nässe trocknen durch den warmen Mantel, durch ihre derbe Sportkleidung bis auf die Haut. Eine Weile genoss sie diese feuchte Kühle und zugleich die Einsamkeit, die eins war mit dem Meere: Zwei untrennbare Begriffe.

Das Haus war sehr still, stockig und dumpfig, und der Fisch- und Teergeruch unerträglich.

Nase dachte, daß es vielleicht doch ganz angenehm gewesen wäre, wenn sie jetzt Marik bei sich gehabt hätte, um Feuer zu machen und eine Tasse Tee zu kochen. Doch sogleich verwarf sie diese Anwandlung von Schwäche und vergegenwärtigte sich die dreisten Augen des Mädchens, seine Neugier und Habgucht.

Nein, sie konnte keinen lebenden Menschen hier brauchen. Keinen lebenden . . .

Ungeört und völlig abgeschnitten von ihrer bisherigen Welt fing Nase „zu reisen“ an. Es amüsierte sie, je nach den Dingen, die sie fand, sich in das Land zu versetzen, aus dem sie offenbar stammten.

Lappland war ihr erstes Ziel, denn eine buntbemalte Truhe barg eine völlige Lappen-Ausrüstung, anzusehen wie das Äußere eines ungeheuren Pelztieres. Die Stiefel aus Seehundsfell, zierlich mit roten Tuchstreifen eingefast, sollten ihr später noch gute Dienste leisten. Sie bekam Lust, eine Expedition nach Grönland mitzumachen.

Aber da war man plötzlich in China. Blattdünnes Porzellan fiel ihr in die Hände, so zart und durchsichtig wie Schmetterlingsflügel. Und alle die kleinen Figürchen, die darauf hingehaucht waren, erhielten Leben, trippelten vor ihren Augen hin und her, knieten nieder mit gekreuzten Armen und lächelten aus schmalen Lipern.

Es war wirklich sehr merkwürdig. Nase rieb sich die Stirn. Ein seidener Beutel enthielt eine Menge kleiner blechartiger Goldmünzen. Und sogleich wandelte sie im weißen Schleier durch den Golddunst des Basars von Stambul, sah kostliche Stoffe rieseln unter den bleichen Fingern der Händler und das gelbe Gold verschwinden in den Ärmeln ihres Raftans. Der Muezzin rief vom Minarett, das seine Silbernadel aus dem düsteren, zerrissenen Strauß der Zypressen in die Himmelsbläue hob. Und der Bosphorus träumte seinen Traum von Gold und Marmor und Verfall und überschüttete Friedhöfe, Paläste, Gassen und Winkel mit unirdischer Verklärung.

Die schöne Frau warf den Beutel mit den türkischen

Münzen hin und untersuchte die Wände wie ein gelernter Detektiv.

Ein venetianischer Spiegel fesselte ihre Aufmerksamkeit. Das Glas war trübe und voller Rostflecken.

Nase besah sich darin und fand ihre Züge seltsam verwandelt. Sie wollte sich abwenden und wurde doch festgehalten, wie durch magnetische Gewalt. Wie ein leichter Rauch zog es über die blinde, gläserne Fläche und wirbelnde Nebelringe formten sich zu Sternen, Blumen . . . zu einem menschlichen Angesicht.

„Total verrückt“, sagte Nase. Ihr Lachen klang blechern, fremd. Langsam tasteten ihre Finger nach dem verblühten Sammet, der den Spiegel verhüllt hatte. Sie deckte ihn wieder darüber und ging weiter.

Das nächste war ein Kleiderspind nach norwegischer Art. Dieses enthielt nichts als einen von jahrzehntelangem Gebrauch gezeichneten Glanzzug. Wie ein Mensch ohne Kopf hing er dort am Haken und drehte sich in dem hohlen Raume wie durch ein Uhrwerk aufgezogen, als die Enkelin des Mannes, der ihn einst getragen, die Schranktür öffnete. Es gelang ihr nur mit Mühe und sehr rasch hatte sie sie wieder zugeschlagen.

Die Lust nach weiteren Untersuchungen des Hauses war Frau Nase vergangen. Sie vermied es, den Alkoven mit dem Teppich zu betreten, dessen bloße Berührung ihre Nerven ins Schwingen brachte.

Auch war das Dampfsboot fällig, das letzte Dampfsboot der Saison.

Während der Schlüssel sich lautlos in dem künstlich geschmiedeten Bexierschloß drehte, hatte Nase sich dennoch für Verkauf entschieden. Das sorglos behagliche Leben ihrer ersten Jugendzeit dünkte sie mit einem Male als das einzig Erstrebenswerte. Sie konnte sich wieder verheiraten oder mit ihrem Gelde nach Italien oder Griechenland gehen oder in Monte Carlo spielen — schöne Toiletten kaufen — sie hatte es plötzlich sehr eilig, von Frognerensnäs fortzukommen.

Zu ihrer Überraschung aber mußte Nase feststellen, daß im Freien bereits stockfinstere Nacht herrschte. Meer und Himmel waren nicht mehr zu unterscheiden, unruhvolle, in stöhnendem Aufruhr sich wälzende Masse.

Da mußte doch der Landungssteg sein — Nase spürte ihn unter ihren Füßen zittern — im gleichmäßigen Takt der Brandung — zu sehen war nichts — sie riß ihre kleine Uhr aus dem Gürtel und hielt sie ans Ohr . . .

Die Uhr stand still. Sie gab keinen Laut von sich. Das Herz der Zeit hatte aufgehört zu schlagen.

Nase wartete. Die Ferne brüllte. Die ganze Luft war von diesem Brüllen erfüllt, wie von dem Getöse einer ungeheuren Maschine.

Der Landungssteg ächzte und knarrte und tat, als ob er davonschwimmen wollte.

Da trat Nase hastig zurück an das fessige Ufer und sah nun ein, daß das Dampfsboot heute nicht mehr kommen werde und viele Monate lang nicht, daß sie sich auf rätselhafteste Weise in der Zeit geirrt, und das letzte Dampfsboot der Saison fort war, ohne sie aufzunehmen.

Nun blieb ihr noch der Weg, der Landweg auf dem schmalen Damm, der die Halbinsel mit dem Festlande verband. Mit dem Instinkt eines Tieres in Gefahr machte sie die Richtung ausfindig. Ihr war, als ob die Erde klopfte; sie griff in die Dunkelheit wie in Wesenhaftes. Der Damm war verschwunden. Das Wasser legte nach ihrem Körper mit gierigen Zungen. Über ihre Füße spielte das Meer.

Und nun begriff Nase, daß Jens Kraats Haus sie nicht losließ. Mehr noch, daß sie von dem Festlande und von den Menschen so lange abgeschnitten war, bis man sie vermählte — und daß es auch dann sehr schwer sei, mit Booten die Insel zu erreichen, denn die Schären bildeten in der schlechten Jahreszeit eine fast unüberwindliche Gefahr. Wie türkische Zwerge griffen sie auf der Tiefe nach allem Lebenden, was sich in ihren Bereich wagte. Und manches Boot war schon zerschellt auf diesen im Sommer so lieblichen Ufern, weil es die Geisse nicht achtete, welche die Natur dem Menschen vor schreibt. (Fortsetzung folgt.)

Nächtliches Dorf.

Von Heins Scharp.

Man ist erholungsbedürftig, sucht einen idyllisch gelegenen Ort in den Alpen auf, ein freundliches Dörfchen mit freundlichen Leuten, bekommt ein freundliches Zimmer zugewiesen mit der Aussicht auf ein Gebirge, von dem man gleich den Eindruck hat, daß man es nie im Leben ersteigen wird. Die Häuschen in der Runde sind wie für eine Filmaufnahme romantisch hingestreut, das Kirchlein hat einen spitzen, etwas schiefen Turm, die Menschen begeben sich hier zur Ruhe, wenn wo anders erst der Abend beginnt.

Nach Landesbrauch beschließt man also, ebenfalls mit den Hühnern zu Bett zu gehen. Es ist ein bißchen feucht, aber es ruht sich ganz weich darin. Man gedenkt, sofort einzuschlafen. Eine der ersten Bedingungen hierzu ist — das hat man sich fest eingeprägt — die Augen zu schließen. Man läßt die Augenlider herniederklappen. Schade, daß nicht auch die Ohren von Natur aus solche Dedel haben. Dann ruhte es sich sanft auf beiden Seiten. Aber so . . . Raum liegt man einige Minuten, dringt durch das offene Fenster ein heiseres Wu—wu herein. Richtig, das ist der schwarze Hund, der uns schon bei unserem Eintritt anlaffte. Retti, einen so sicheren Wächter in der Nähe zu haben. Als aber das Wu—wu—wu in kurzen Abständen immer wieder erfolgt, fährt uns plötzlich ein Schreck in die Glieder. Wie, das brave Tier wird wohl nicht die ganze Nacht so fortbellend? Der Mond steht in voller Scheibe am Himmel und das reist bekanntermaßen diese Bierföcher. Nun lauscht man schon zappelig und hüllt sein Haupt zwischen die Arme. Aber das Gebell dringt trotzdem an unser Ohr. Und bald ist es nicht mehr dies allein, was uns aufhorchen läßt.

In dem Maße, als die Menschen im Dorfe einschlafen, erwachen die Tiere, denen die Nacht auf dem Lande gehört, zur hemmungslosen Entfaltung ihrer Individualitäten.

Sind da nicht Einbrecher am Werk, die mit dumpfen Schlägen ein Loch in die Mauer brechen? Ach nein, das sind nur die beiden Gänse im Stall, die in langsamem Schimmtempo vor sich hinstampfen. Dazwischen gibt jemand kurze Morsezeichen von sich — me—me — und aus dem Nachbarhaus kommt die Antwort eine halbe Oktave tiefer: Me—me. Das ist die Ziege Bäh, die mit dem Gemeindegeld Fernzweigespräche hält und immer eifriger ins Blaue kommt. Weit stärker und schauerlicher hallt dann ein Ton, als ob jemand eine vorsinkulische Autohupe ausprobieren wollte. Das ist die gute Muhluf, die nach ihrem Rälchen schreit. Ach, Tiere haben für alle Gemütsstimmungen—Urtaute, die sie nicht unterdrücken können. Wie ganz anders der beherrschte Mensch! Man erinnert sich da einiger Frauen, die keinen Laut von sich gaben, als man ihnen bei der Scheidung die Kinder abspach. Und noch ganz bei diesem Gedanken, hört man plötzlich von unten ein lautes Weinen. Um Gotteswillen, da hat man ein Kleines im Garten vergessen, das nun erwacht ist. Seine Alagetöne rühren mächtig das Herz. Aber es sind nur zwei Raben, die sich gegenseitig so läuglingshaft anmienen. Dann ist es wieder, als ob fünfzehn Schusterbuben in den Bäumen rings um das Haus läsen und sich schrill durch die Finger zwiffen. So lärmten die unheimlichen Käuzchen, die sie auf dem Lande die Totenvögel nennen, ein gräßlicher Spuk. Dazu quitiert das Heer der Fledermäuse, läßt sich der Ruckel vernehmen, allerdings nur der von der Schwarzwälder-Uhr in der Bauernstube und noch viele andere nie gehörte Stimmen werden laut. Das Quaken der Frösche wäre ein beruhigendes Konzert, es hört sich unter dem nächtlichen Sternenhimmel an wie eine ungeheure monotone Gebetsstunde; wenn nur nicht immer einer gerade unter unserm Fenster solo und fortissimo üben würde. Der arme Kerl ist wohl noch Anfänger und quakt sich erst ein. Oder er muß strafweise üben. Zu dem Wu und Me, Miau und Quat., Ruckel und Tiii kommen aber noch andere, unpersonliche Geräusche, die dem Ruhebedürftigen höchst persönlich auf die Nerven gehen.

Da ist der Wind, der mit der offenen Bodenlufe schäffert. Quits! Quits! dreht sie sich in den Angeln und läßt sich dann mit einem lauten Krach aufallen. Da ist die Turmuhr; ehe sie schlägt, räupert sie sich erst heiser und holt dann zu einem dröhnenden Schlag aus, daß der Mörkel von der Wand rieselt, und der Wasserfall rauscht ununterbrochen, wie eine undichte W.-C.-Spülung.

Da wird es einem zu dumm. Man springt fluchend aus dem Bett und schließt das Fenster. Im Nu ist die Luft im Zimmer erstickend heiß und die Selbstlosigkeit unserer Ohren nimmt zu. Nun ist es, als ob alle diese nächtlichen Tierstimmen und Geräusche Dampf aufgesekt bekommen hätten, aber direkt vor unserm Bett intonierten. Gerade will man sich verzweifelt die Ohren mit Watte verstopfen, da tönt ein feines klingendes Ssss an dieselben. O, verflucht! Man kennt diese Propellergeräusche, das Summen der schwebenden Moskito's. Oder der Schnaken, wie man sie auf dem Lande nennt. Und man hat kein Moskitonek bei

sich, darauf hat man vergessen. Eine schwache Hoffnung bleibt einem noch: vielleicht handelt es sich um ein Männchen dieser Gattung, von der nur die Weibchen stechen. In solchem Zustande möchte man mit keinem Weibchen das Zimmer teilen, schon gar nicht mit singenden und beißenden; man hebt also das Kissen und begibt sich auf eine aussichtslose Müdenjagd, bei der nur die Wasserlase zerfließt und man in unnützen Schweiß gerät, während die Stechmücke in elegantem Bogen seitwärts abschwimmt.

Auf einmal tappt was an unser Bett heran. Die Haare stehen uns zu Berge. Alle guten Geister! Es ist nur eine Maus, die zur Feier des Tages in Kürassierstiefeln daherkommt. Gschsch! sieht man erschreckt, aber auf die Maus macht das gar keinen Eindruck; sie verhält sich zwar einen Augenblick still, tappt und raschelt aber dann gleich wieder los und knabbert vergnügt an unseren Stiefeln. Man schwitzt Blut. Und in dieser Verfassung vernimmt man mit einem Male ein Zittern in der Stube, das man sich lange nicht deuten kann; dann weiß man plötzlich, das ist der Bauer, der drei Kammern weit entfernt schläft und dabei schnarcht, als wollte jemand das Haus mitten durchsägen. Jetzt ist man am Ende seiner Nervenkraft. Man ringt nach Luft, öffnet abermals das Fenster, schlüpft unter die Decke, schlägt sich die Kissen über den Kopf, stürzt darauf die schwere Tuche und empfindet keine Seele Gott. Nun glaubt man, daß einem Hören und Sehen vergehen müsse und einem der ganze Herzensabbath nichts mehr anhaben könne. Doch jetzt kommt der Clou der nächtlichen Geräusche, von dem der taube Dichter singt: Frühmorgens, wenn die Dähne träh'n . . . Rikeriki!

Der Hahn ist der Totenvogel der Nachtruhe. Der Hahn schießt den Vogel unter den nächtlichen Ruhestörern ab.

Ah, Dähne haben immer Sonne im Herzen, von zwei Uhr morgens an und trahen sich ununterbrochen gegenseitig zu, wie sich Menschen Heil! ausrufen oder Mahlszeit! Wo der Partner fehlt, genügt das Echo, in den meisten Fällen reizen Echo und Partner. Dieses Rikeriki klingt wie die Stimme eines ausgeschrieenen Tenors, dem eine ganze Tonleiter in der Kehle stecken blieb und der sie mit einem Schrei auspussten möchte, oder wie der asthmatische Jodler aus einem bodenständigen Kropf. Es geht durch Markt und Bein. Petrus hat den Herrn schon mit dem ersten Dähnen-schrei verraten! Was ist dagegen das Quaken der Frösche, das Bellen eines Hundes und alle die infernalischen Laute aus Stall und Garten!

So liegt man wie in einer Folterkammer da und erwartet sehnsüchtig den Tag. Den läutet endlich eine Glode ein, daß die Fenster dröhnen und sogar der Morgensong der Vögel verstummt. Wie zerschlagen erhebt man sich und steht todmüde zum Fenster hinaus. Da kommen sie langsam aus den Häusern, die biedereren Landbewohner, herrlich ausgeruht und beginnen ihr Tagewerk. Der Bauer, der muntere Säger der Nacht, hämmert keine Senle scharf, die Kuhhirn treibt trällernd die Kühe aus dem Stall, die Knechte sehen die Dreschflieg in Bewegung, die Bühner gadern auf dem Heuboden, ein Tuhwabohu hebt an, daß an ein Schlafen nicht mehr zu denken ist.

Bleich und verstört packt man seine Koffer. Fährt schnurstracks nach der Stadt. Hier mietet man ein Zimmer inmitten des Zentrums. Läßt die Rollbalken herab und sinkt ins Bett. Stille umfängt uns, nur ein fernes Summen brandet zu uns auf, der Herzentessel der Großstadt brodet sein Schlummerlied, in dem die schrillen Orchesterstimmen des Landes zur Gänze fehlen und das nervöse Ohr glückselig die Schredenslaute des nächtlichen Dorfes vergißt.

Das Fuchsfräulein.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nachgezählt von Wilhelm Carl.

Vorbemerkung: Die Füchse stehen in China im hohen Ansehen und gelten als heilige Tiere. Es gibt sogar Tempel, in denen der „Große Fuchs“ als mächtige Gottheit verehrt wird. Man glaubt allgemein, daß sich die Füchse in Menschen verwandeln könnten und sogar Ehegemeinschaften mit ihnen eingingen. Derartige Vorfälle sind in alten Stadtchroniken und Familienannalen vielfach und nach chinesischer Ansicht durchaus einwandfrei bezeugt. Unsere kleine Erzählung gilt daher in China durchaus nicht als Märchen, sondern als wahre Begebenheit. Lassen wir nunmehr die Chinesen selbst erzählen:

Unter der Tang-Dynastie (7. bis 9. Jahrhundert) lebte in der Stadt Lintsing ein Bücherleser namens Tschu Wen-tschang. Obwohl er kein Vermögen besaß, verstand er es doch, seinen Weinkrug stets gefüllt zu halten. Er war dem Trunke so ergeben, daß er keinen Schlaf zu finden vermochte,

wenn er nicht drei Maß Wein im Leibe hatte. Selbst für die Nacht pflegte er einen Krug voll der süßen Labe am Kopfende seines Bettes bereitzuhalten.

Als er eines Nachts aus dem Schlaf erwachte und nach seinem Weintrug greifen wollte, merkte er, daß jemand sein Nachtlager teilte. Er stellte durch Befühlen fest, daß es ein laienartiges Tier sein mußte; das sich bei ihm eingefunden hatte. Als er Licht machte, sah er, daß es ein halbweiches Fuchselein war. Es schlief so fest, daß Tschä Wentischang sich sagte, das Tierlein müsse total betrunken sein. Er griff nach seinem Weintrug und fand ihn leer. Lachend sagte Tschä Wentischang: „Sieh' da, ein Bett- und Zechgenosse! Fürwahr, Fuchselein, du mußt ja ordentlich schlucken können! Man sollte meinen, das Quantum hätte für drei Fuchselein reichen sollen!“ Tschä Wentischang löschte seinen Durst mit Wasser und froh wieder unter die wärmenden Decken. Das Licht jedoch ließ er brennen, um zu sehen, wie das Fuchselein sich weiterhin verhalten würde.

Gegen die dritte Nachtwache (11 bis 1 Uhr) erwachte das Fuchselein und gähnte unbetümmert. Tschä Wentischang lachte laut auf und sagte: „Hallo, Fuchselein, haben wir gut geschlafen?“ Das Fuchselein fuhr erschrocken in die Höhe, sprang mit einem Satz aus dem Bett und verwandelte sich sogleich in ein junges, holdseliges Mädelein. Zerknirschtheit bat sie um Nachsicht für ihre Dreistigkeit und gelobte mit heuchlerischer Miene Besserung. Tschä Wentischang lachte und sprach: „Alle Sünden sind Ihnen vergeben, kleines Fräulein, und auch mein Bett und mein Weintrug steht zu Ihrer Verfügung.“ Mit einer einladenden Handbewegung wies er auf den frei gewordenen Platz, und das Fuchselein schlüpfte abermals, diesmal in Menschengestalt, unter die Decken.

Am anderen Morgen, als Tschä Wentischang erwachte, war das Fräulein verschwunden. Nur einige rote Haare erinnerten an den nächtlichen Besuch. Tschä Wentischang rechnete mit Sicherheit darauf, daß sie sich zur Schlafenszeit wieder einfänden würde und beschaffte ein doppeltes Quantum Wein, damit beide auf ihre Rechnung kämen.

Raum war es draußen dunkel geworden, da klopfte es auch schon, und das Fuchselein stand vor der Tür. Sie war der angenehmste Zechgenosse, den Tschä Wentischang sich wünschen konnte, hielt tapfer mit ihm Schritt, und ihr kleiner, kirchroter Mund war ständig in Bewegung. Als die zweite Kanne leer war und man zu Bett gehen wollte, sagte das Fräulein: „Lieber Herr Tschä, ich weiß wohl, daß Sie über keine Reichtümer verfügen. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, wenn ich meinen Wein selbst bezahle. Machen Sie, bitte, morgen früh einen Spaziergang nach dem Dorfe Lindjatsun. Auf halbem Wege werden Sie zwei Taels in Silber (etwa 5,50 M.) finden — das ist meine Bezahlung für heute.“

Einige Tage später bezeichnete sie ihm einen Platz in seinem Garten, wo er Grabungen anstellen mußte. Nach wenigen Spatenstichen fand Tschä Wentischang einen Topf mit mehr als zehntausend kleiner Münzen, Geld genug, um die Weinrechnung für sechs Monate bezahlen zu können. Wieder einige Monate später gab sie ihm den Rat, so viel Pappelrosen-Samen aufzukaufen, als er nur aufreiben könne. Tschä Wentischang kaufte mehr als vierzig Dou und seine Freunde lachten. Kurze Zeit später kam aber eine große Dürre über das Land, alle Sämereien stiegen gewaltig im Preis, und Pappelrosen-Samen war überhaupt nicht zu haben. Da verkaufte Tschä Wentischang und verzehnte seine Vermögen. Er wurde Landwirt und besaß bald über 200 Morgen besten Ackerlandes. Das Fuchselein gab ihm im Herbst und Frühjahr an, welche Getreidearten er anbauen sollte, und diese Frucht trug stets über Erwarten. Das Fuchselein lebte viele Jahre mit Tschä Wentischang zusammen, alterte nicht und war ihm Frau, Nebenfrau und Kind zugleich. Erst als der Tod ihn rief, verschwand die Fuchsin und ward nicht mehr gesehen.

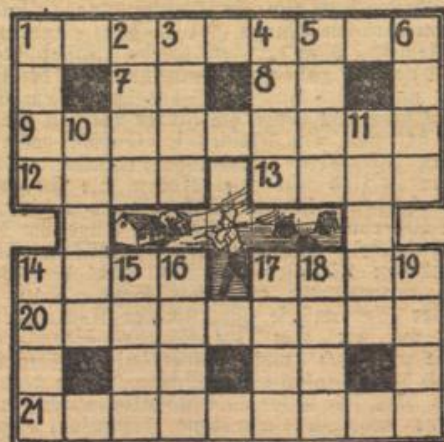
Also zu lesen im chinesischen Buch Liandshaidshai, erstes Kapitel.

»»» **Frauen-Zeitung** »»»

Der Kampf gegen die Geisha. Wenn auch die Europäisierung in Japan so große Fortschritte gemacht hat und die Frauen sich immer mehr Rechte im öffentlichen Leben erkämpfen, so ist es doch noch nicht gelungen, jenes so stark umhüllte Vergnügungsbereich des Mannes zu erobern, in dem die Geisha waltet. Diese feingebildete und reichgeschmückte Freundin der Männerwelt, in der recht eigentlich die japanische Romantik für den Europäer verkörpert ist, be-

hauptet sich als gefährliche Nebenbuhlerin der Gattin, die sie noch immer in die Enge des Hauses zurückdrängt, während sie bei allen männlichen Festen und Gesellschaften die Hauptrolle spielt. In einem Aufsatz „Gattin oder Geisha“ in „Weiermanns Monatsheften“ behandelt Maria Niver den Kampf der japanischen Frau gegen die Geisha, in dem sie von der fortschrittlichen Presse unterstützt wird, aber bisher nur geringe Erfolge errungen hat. Vor einem oder zwei Jahren wurde eine gesetzliche Verfügung erlassen, daß keine Geisha gegen ihren Willen vom Teehauswirt festgehalten werden darf. Gewöhnlich wird sie schon als Kind durch Zahlung einer Abfindungssumme an die Eltern dem Teehaus auf sieben bis acht Jahre verpachtet und dann sorgfältig ausgebildet. Die Wirte wissen aber die Mädchen in ihre wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen, denn ihr Erwerb, das Stundengeld, das sie im Teehaus für die Unterhaltung der Männer verdienen, wird gegen die Kaufsumme, die Ausbildung und die Garderobenvorschüsse verrechnet und durch „geschickte“ Buchführung wächst ihr Schuldkonto so an, daß sie stets in Abhängigkeit bleiben, bis sie alt und verbraucht sind; es sei denn, daß der reiche Freund, der Traum ihrer Nächte, das Teehaus abfindet, indem er den Rest der Schuld mit gehörigem Zinsausschlag bezahlt. Die „Geisha-Väter“ haben trotz des gesetzlichen Verbotes, die Mädchen gegen ihren Willen festzuhalten, stets Helfershelfer zur Hand, um die Geislinde wieder einzufangen. Nur die besonders Begabten verdienen so viel, daß sie sich bald von dem „Vertrag“ befreien können und als selbständige Geisha Star des Vergnügungsviertels werden. Die Geishas und die Maikos, Sängerinnen und Tänzerinnen, nehmen an den Festen im Teehaus teil; sie stehen entweder in einer dienstlichen Bindung zur Teehauswirtin, die die Schönsten als „Töchter“ annimmt, oder sie werden von nahestehenden Geisha-Mutterhäusern nach Wahl des Gastgebers für den Abend engagiert. Die Geisha ist — das wird meistens nicht genügend berücksichtigt — zu keinem Liebesgewerbe verpflichtet. Die meisten erscheinen sehr stolz und unnahbar, aber in der Ungezogenheit des Beisammenseins, unter Einwirkung des Reisweins und bei Mangel jeglicher moralischer Hemmungen läßt sie doch die Schranken, die sie selbst auferichtet hat, fallen, wenn der Richtige kommt oder der gehörige Preis gezahlt wird.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Monal. 7. Doppelvokal. 8. Doppelvokal. 9. Verstandstid. 12. Männlicher Vorname. 13. Farbenbehältnis. 14. Lufttechnischer Ausdruck. 17. Weiblicher Vorname. 20. Pferderasse. 21. Märchenfigur. — Senkrecht: 1. Abkürzung für Sicherheitspolizei. 2. Staatliche Einrichtung. 3. Bettrenneinrichtung (abgekürzt). 4. Seemann. 5. Russische Stadt. 6. Züchtungsinstrument. 10. Pelztier. 11. Landschaftliche Formation. 14. Unzerstörbarer Bestandteil. 15. Vogel. 16. Fluß im Sara. 18. Haustier. 19. Teil des Auges.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 182: Senkrecht: 1. Tob. 2. Er. 3. Eu. 4. Grab. 5. Riga. 6. Pa. 7. Sen. 8. Tarlatan. 11. Rhomboid. 12. Raglan. 13. Vizen. 15. Miter. 17. Reuter. 23. Au. 24. Er. 27. In. 29. Rufe. 30. Gae. 34. Hof. 36. Dur. 39. Wh! — Wagerecht: 1. Telegraph. 8. Tor. 9. Uri. 10. Der. 12. Rad. 14. Aa. 16. Uhr. 18. Ar. 19. Ei. 20. Ball. 21. De. 22. Glabe. 24. Emu. 25. Lau. 26. Strikt. 28. Unte. 31. En. 33. Rah. 35. Zug. 36. Dir. 37. Not. 38. Fee. 39. Aud. 40. Feuerwehr.